Die Ringe der Gräfin von Monteval.

Von Eduard Schultze.

Die Geschichte, die wir erzählen wollen, hat sich in Frankreich im Jahre 1620 wirklich zugetragen. Wir schicken diese Versicherung voraus, weil der Leser auf Einzelheiten stoßen wird, die einer ungezügelten Einbildungskraft entsprungen zu sein scheinen, während sie doch durchaus geschichtlich sind.

Die im mittleren Frankreich auf dem rechten Ufer der Saone gelegene Herrschaft Beaujolais gehörte um jene Zeit einem Grafen von Monteval. Sein Schloß Beaujeu lag auf einer Anhöhe, an die das als Hauptort der Grafschaft geltende Städtchen Beaujeu sich anlehnte. Mit seiner schönen jungen Frau lebte er seit zwei Jahren in glücklichster Ehe; da wurde die Dame von einer schweren Krankheit befallen. Ein Fieber, das mit Ohnmacht und Krämpfen wechselte, verzehrte sie. Sie ertrug die heftigen Schmerzen, welche die Krankheit ihr brachte, mit Geduld und Ergebung; die Trostlosigkeit des Gatten, der ihr seine Besorgnisse um ihr Leben vergebens zu verbergen suchte, schien ihr mehr Kummer zu verursachen als ihr körperliches Leiden. Das Uebel verschlimmerte sich sichtlich, nach einigen besonders qualvollen Tagen traten die Anzeichen des letzten Kampfes ein, der Graf und der Arzt verließen die Kranke nicht mehr, und als diese nach dem erfolglosen Bemühen, sich aufzurichten, endlich regungslos zurücksank, sagte der Arzt zu dem seiner Sinne kaum mächtigen Gatten: „Sie hat ausgelitten."

Nach drei Tagen wurde die Gräfin nach der Sitte der Zeit mit einer Blumenkrone auf dem Haupte, in ein seidenes Gewand gehüllt und an der rechten Hand mit kostbaren Ringen geschmückt, unter dem Altar der Kirche von Beaujeu feierlich beigesetzt. Das ungünstige Wetter — man war im Dezember — hielt die Bewohner der Stadt von zahlreicher Betheiligung an der Beerdigungsfeier nicht zurück. War doch die Gräfin als Helferin und Trösterin der Armen und Kranken weit und breit geliebt und verehrt gewesen.

Am späten Abend des Beerdigungstages kehrte der Todtengräber, der bei der Einsargung der Gräfin betheiligt gewesen war und dann stundenlang vergeblich versucht hatte, sich durch irgend welche Arbeit einen Nebenverdienst zu schaffen, in seine vor der Stadt gelegene ärmliche Wohnung zurück. Sein kleines Töchterchen öffnete ihm auf sein Klopfen die Hausthür, indem es ihm klagte, daß es Hunger habe. Als er in das Zimmer trat, das den Wohnraum der Familie bildete, erfuhr er, daß seine Frau einem Kinde das Leben gegeben habe. Diese Kunde fiel dem Armen schwer aufs Herz. Stets mit Nahrungssorgen kämpfend, war er zur Zeit völlig mittellos; er hatte nicht einmal Brot im Hause. In stummem Brüten starrte er eine Weile auf seine Frau, auf den Säugling und auf das heranwachsende Töchterchen. Dann erhob er sich, als wäre er plötzlich zu einem Entschluß gekommen, zündete die Handlaterne an, die ihm gewöhnlich beim abendlichen Graben von Gräbern leuchtete, und verließ das Haus mit der Aeußerung, daß er bald wiederkommen werde.

Der Arme lenkte seine Schritte nach der Stadt und durch die einzige Straße, welche der Ort aufwies. Auf dem Marktplatz von Beaujeu, wo unter Häusern, deren Front auf Pfeilern ruhte, ein dem Marktverkehr dienender hallenartiger Gang sich hinzog, blieb er stehen. Wieder unschlüssig geworden, lehnte er sich hier, wo er gegen den Sturm und Schnee der Winternacht einigen Schutz fand, gegen einen Pfeiler. „Es ist Grabesschändung," murmelte er vor sich hin. „Aber Gott wird mir in seiner Barmherzigkeit vergeben. Er weiß, daß ich die That für mich nicht thun würde. Aber daß meine Frau und die Kinder hungern und gerade jetzt hungern sollen, das kann ich nicht ertragen. Die verstorbene Gräfin war im Leben so gütig. Warum sollte sie mir ihre Diamantringe nicht lassen, die ihr nichts mehr nützen und die meine darbende Familie vor dem Hungertode bewahren werden."

Er raffte sich auf und ging weiter nach der Kirche zu. Da er bei Aufbahrungen, welche in dem Gotteshause stattfanden, regelmäßig beschäftigt war, so verfügte er über einen Kirchenschlüssel, den er bei sich trug. Auf der Straße war in der vorgerückten Abendstunde und bei dem herrschenden Unwetter niemand zu sehen, und so gelang es ihm, die Thüre aufzuschließen und in die Kirche einzutreten, ohne daß ihn jemand bemerkt hätte. Gespenstisch beleuchtete der schwache Schimmer seiner Laterne den weiten Raum, und obwohl er möglichst geräuschlos vorwärts schritt, hallten seine Schritte doch unheimlich wieder. Einige aufgescheuchte Fledermäuse umschwirrten ihn. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, und als er sich dem Altar näherte, stand er unwillkürlich still. Würde er die Kraft finden, sein Vorhaben auszuführen? Sollte er es nicht lieber noch aufschieben?

Aber was er thun wollte, mußte bald geschehen, denn morgen, das wußte er, sollte das Grab der Gräfin geschlossen und versiegelt werden. So ging er vorwärts. Er trat hinter den Altar, hob die dort angebrachte, in die Familiengruft der Monteval führende Fallthür, stieg die nun sichtbar werdende Treppe hinab und gelangte so in den unterirdischen, von Nischen umgebenen Raum, der die Gruft bildete. Der Sarg der Gräfin war in eine Nische geschoben, die noch offen stand; ein jetzt neben dem Eingang der Nische angelehnter Stein sollte am folgenden Tage vor diesen Eingang gerückt werden und ihn so für immer verschließen. Der Todtengräber setzte seine Laterne nieder, zog ein großes Einschagemesser hervor, drehte damit die Schrauben des Sargdeckels auf und hob diesen ab. Dann ergriff er die erkaltete Rechte der Gräfin, um ihr die Ringe abzuziehen. Aber das wollte seinen erstarrten und auch ungeübten Fingern nicht gelingen. Nach kurzem Besinnen nahm er sein Messer und schickte sich an, die Hand der Gräfin vom Körper zu trennen. Da fühlte er, daß diese Hand, die er fest anfaßte und für den Schnitt zurechtbog, in seiner Hand zuckte. Im ersten Augenblick glaubte er, daß er einer Selbsttäuschung unterliege, die durch seine Aufregung veranlaßt sei. Aber er täuschte sich nicht, die Hand zuckte noch einmal, die Lippen der Gräfin bewegten sich, und sie sagte mit leiser aber vernehmlicher Stimme:

„O mein Gott, wie das schmerzt!"

Dem Todtengräber raubte der Schrecken fast die Besinnung, doch er faßte sich schnell. Er sah, daß die Gräfin scheintodt gewesen und jetzt unter Einwirkung des auf ihre Hand geübten Druckes von diesem Scheintode erwacht war. Hatte er bis jetzt die Stimme seines Gewissens gewaltsam zum Schweigen gebracht, ohne sich doch verhehlen zu können, daß er in der Ausübung eines schweren Verbrechens begriffen war, so redete er sich nun gern ein, daß Gott sich seiner zur Rettung der Gräfin habe bedienen und dem Retter und seiner Familie die dankbare Wohlthätigkeit des Grafen habe sichern wollen, und so erschien ihm vermöge einer Nachsicht, welche das menschliche Herz gegen sich selbst so leicht übt, seine Schuld in milderem Lichte. Er ergriff seine Laterne, verließ schleunigst die Gruft und die Kirche und eilte nach dem Grafenschlosse.

Die Gräfin von Monteval befand sich in dem Zustande eines Fieberkranken, der allmählich aus einem häßlichen wüsten, doch sehr lebhaften Traume erwacht und die Grenze, welche die Traumwelt von der Wirklichkeit scheidet, noch nicht sicher wiedergefunden hat.

Sie empfand, daß der Raum dunkel und kalt war, in dem sie verweilte, und sie hörte Seide rauschen, wenn sie sich bewegte; aber das alles konnte doch nur ein Traum sein! Weshalb sollte man sie, die Kranke, die mit so großer Liebe und Sorgfalt gepflegt wurde, der Kälte aussetzen? Was für einen Anlaß konnte es geben, einer Kranken ein seidenes Kleid anzuziehen? So fragte sie sich vergeblich, indem sie sich aufrichtete. Sie war, wenn auch mit großer Mühe, im Stande, sich von ihrem Lager zu erheben; tastend trat sie aus der Nische in die geräumigere Gruftkammer. Die Schneewolken hatten sich inzwischen verzogen, der Mond war aufgegangen und ein schwacher Strahl fiel durch die Chorfenster der Kirche und die geöffnete Fallthür in die Gruft. Diesem Lichtschimmer folgend, stieg die Gräfin, indem sie ihre ganze Kraft zusammennahm, die Treppe hinauf. Hinter dem Altar hervortretend, ließ sie sich erschöpft auf den Seitenstufen desselben nieder. Jetzt erkannte sie, wo sie war, und die Blumenkrone auf ihrem Haupte, die sie zufällig berührte, erinnerte sie an ein Begräbniß. Aber sie wollte und konnte der dämmernden Erkenntniß noch nicht völlig recht geben. „Welch ein furchtbarer Traum!" rief sie und wurde noch einmal ohnmächtig.

Indessen war der Todtengräber, der beim Verlassen der Kirche die Mitternachtstunde hatte schlagen hören, vor dem Schlosse angekommen. Sein dringendes Begehren nach Einlaß fand Gewährung; der Graf saß, von Kummer und Sehnsucht erfüllt, noch auf und ließ ihn in sein Zimmer treten. Nachdem der Diener sich entfernt hatte, warf sich der Todtengräber dem Grafen zu Füßen, eröffnete ihm, was er in der letzten Stunde gethan und erlebt hatte, bat ihn um Verzeihung und forderte ihn auf, ihn zur Kirche zu begleiten.

Jetzt war es an dem Grafen, für einen Traum zu halten, was er erfuhr; die Hoffnung, seine geliebte Frau lebend wiederzusehen, kämpfte in ihm mit der Befürchtung, daß man ihn täuschen wolle. „Wehe Dir, wenn Du mich betrügst!" rief er dem Todtengräber zu. „Aber wenn Susanne" — so hieß die Gräfin — „mir wiedergegeben wird, dann möge Gott Dir verzeihen und die Wohlthaten segnen, mit denen ich Dich überhäufen will."

Von einem Diener begleitet, begab sich der Graf mit dem Ueberbringer der seltsamen Botschaft ungesäumt zur Kirche. Niemand sprach ein Wort. Der Diener, den der Schrecken über den nächtlichen Kirchenbesuch fast lähmte, wurde an der Thür zurückgelassen. Ungeduldig schritt der Graf, dem Todtengräber, der die Laterne trug, voraneilend, durch das Schiff der Kirche nach dem Chor. Zufällig gingen sie nicht an der Seite des Altars vorüber, wo die Gräfin niedergesunken war, und in der Eile und bei der dürftigen Beleuchtung wurden sie ihrer nicht gewahr. In der Gruft angekommen, entdeckten sie mit Entsetzen, daß der Sarg leer war.

„Susanne!" rief der Graf, „meine Geliebte, wo bist Du?"

Nur ein dumpfes Echo antwortete.

„Elender, grabschänderischer Schurke!" wandte sich der Graf nun an den Todtengräber, „Du hast mich betrogen!"

„Die Gräfin muß hier sein," betheuerte der Todtengräber, der aus Furcht vor dem erregten Manne in die Knie gesunken war; „Gott nehme mein Leben auf der Stelle, wenn ich gelogen habe!"

„Der Eid komme auf Dein Haupt!" antwortete der Graf und durchsuchte dann, seiner Besinnung fast beraubt, immer wieder die Gruft. Neben dem Sarge fand er das Messer, das der Todtengräber dort hatte liegen lassen. Ein grimmiges Lächeln irrte über die Züge des Grafen. Er hielt jenem das Messer vor die Augen und sagte: „Sieh', Gott ist gerecht! Dies war das Werkzeug Deiner abscheulichen That, und er giebt es jetzt in meine Hand, damit ich an Dir Rache nehme. Sprich ein letztes Gebet!" Dann umfaßte er mit der Linken den Knieenden und holte mit der Rechten zum Stoße aus.

In diesem Augenblick wurde über ihm ein vernehmlicher Seufzer laut. Er ließ den Arm sinken und näherte sich aufhorchend der Treppe; der Todtengräber folgte ihm. Da hörten Beide noch einmal ein Aufseufzen, und während sie die Treppe hinaufstiegen, ein drittes Mal. Und nunmehr fanden sie, dem Laute nachgehend, die Gräfin. Der Graf warf sich über sie, und indem er sie umarmte und küßte, entdeckte er, daß sie athmete, daß ihr Herz schlug. In der Ueberschwenglichkeit seiner Empfindung rief er aus: „O mein Gott, habe Mitleid mit mir! Hilf mir, darum flehe ich Dich an, denn ich fühle, daß meines Geistes Kräfte mich verlassen." Zu seinem Begleiter sagte er: „Mann, mein Freund, Dir gehört mein Dank, mein Vermögen, mein Leben!.... Hier, faß meinen Mantel an! Schnell! Hüllen wir sie ein! Vorsichtig! Geh' leise! Sie schläft. Daß wir sie nicht wecken!"

Die beiden Männer trugen nun die Gräfin aus der Kirche. Als sie mit ihrer Last vor die Thür traten, bekreuzte sich der Diener und wandte sich zur Flucht. Ein befehlendes Wort des Grafen rief ihn zurück. Er mußte die Laterne nehmen und den beiden Trägern auf dem Wege zum Schlosse voranleuchten.

Eine Stunde später lag die Gräfin, von der aufmerksamsten Pflege umgeben, tief schlafend in ihrem Zimmer. Der Graf lauschte ihren Athemzügen. Nach einigen Stunden erwachte sie, und in wenigen Tagen war sie völlig hergestellt.

Vierzehn Tage nach jener Beisetzungsfeier riefen die Glocken von Beaujeu die Bewohner des Städtchens wieder aus einem besonderen Anlaß zur Kirche. Der Graf und die Gräfin hielten das neugeborene Kind des Todtengräbers, den die Großmuth des Grafen zum wohlhabenden Manne gemacht hatte und der, da der Graf Gerichtsherr war, von jeder gerichtlichen Verfolgung verschont blieb, über die Taufe. Nachher fand auf dem überdeckten Schloßhofe eine Festlichkeit statt, zu der alle Bewohner von Beaujeu geladen waren. Die Kunde aber von dem Scheintod und der Rettung der Gräfin verbreitete sich durch ganz Europa und erregte allgemein begreifliches Aufsehen, obwohl damals der große Krieg, der dreißig schwere Jahre dauern sollte, die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Wer thut's ihm nach!

Von Elise Polko.

In der schönen Hauptstadt Siciliens, dem lebensfrohen Palermo, wogte und fluthete eben — etwa 1820 — der Carneval. Die Straßen zeigten ein Gemisch bunter Gestalten, Lachen und Scherz schwebte auf allen Lippen — und ein Schwirren, Rufen, Lärmen ohne Ende ertönte von Morgen bis zum Abend. Grellfarbige Teppiche hingen von den Balkonen herab, und schöne, reich geschmückte Frauen neigen sich, Blumen in den Händen, lächelnd über die Brüstung.

Zu der Theaterstunde wurde es auf kurze Zeit etwas ruhiger da draußen, die Menge, Alt und Jung, hoch und niedrig, drängte sich zu den verschiedenen Vorstellungen ihrer Lieblingsbühnen. In der Oper war eine neue Schöpfung Mercadante's angesetzt. „Elisa e Claudio" — mit nachfolgendem Ballet, das an einem Carnevalstage nie fehlen durfte — und ein junger kaum 20jähriger Bassist, Antonio Tamburini, sollte in der Hauptrolle auftreten.

Sie waren aber an jenem Abend zu beklagen, alle die armen, weiblichen wie männlichen Künstler, denn ein seltsamer Gebrauch herrschte damals in Palermo. Jeder Zuhörer nämlich brachte zu den Vorstellungen irgend ein eigenes Lärm-Werkzeug mit, das während der Aufführung rücksichtslos und beliebig laut werden durfte — Kessel, Feuerzangen, kleine Flöten, Kinder-Trompeten, Mundharmoniken und dergleichen mehr, — so daß es von Seiten der Sänger wahrhaft übermenschlicher Anstrengungen bedurfte, dies Chaos von unbeschreiblichen Lauten und Mißklängen zu übertönen, und doch mußte es versucht werden und wurde auch unter dem Aufgebot aller Kräfte versucht. Das gehörte nun einmal seit Menschengedenken zum lustigen Carneval.

Nun, der junge Antonio Tamburini aus Faenza, der offenbar hochbegabte Sohn eines schlichten Musikmeisters, würde wohl gegen die hochgehenden Wogen erfolgreich ankämpfen; solch kraftvoller Baß hielt schon etwas aus. Er war erst seit Kurzem angeworben, aber man interessirte sich bereits lebhaft für ihn. Die Stimme war ungewöhnlich schön, darüber waren alle Hörer einig, voll Weichheit und Glanz, biegsam und mit dem köstlichsten Falsett und von großer Fülle. Aber auch er vermochte diesen Sturm von Mißtönen nicht zu besänftigen und mußte sich fügen und mit dem Aufgebot aller Selbstlosigkeit ruhig weiter singen, denn ein Aufhören wurde trotz dem Toben nicht gestattet.

Da verfiel denn der jugendliche Sänger mit der schlanken Gestalt plötzlich auf den Gedanken, jene Arie seiner Partie, die er so eben begonnen, im schmelzendsten Falsett weiter zu singen. Die Wirkung war denn auch eine gewaltige: das helle Tönen schwebte über all' dem Lärm, wie eine Taube über einem aufgewühlten See. Man stutzte: war es möglich — eine Baßstimme mit solch' glanzvollem Falsett?! Die tollen Instrumente ruhten für eine Weile, man rief dem jungen Sänger Beifall zu, und — tobte dann weiter.

Der verwöhnte Liebling der Palermitaner, die reizende Liprandi betrat nun die Bühne als Elisa. Es war der erste Fasching, den sie hier auf den Brettern erlebte, und obgleich man sie genügend auf den herrschenden „barbarischen Brauch" aufmerksam gemacht hatte, entsetzte sie sich doch bis zur wirklichen Ohnmacht über diesen wüsten Lärm, welchen sie als eine persönliche Beleidigung auffaßte. Die Vorstellung erlitt eine unliebsame Unterbrechung — Signora Liprandi mußte fortgeschafft werden, und auch als sie sich wieder vollständig erholt hatte, war die reizbare Primadonna nicht zu bewegen, wiederum auf dem Podium zu erscheinen.

Inzwischen erreichte der musikalische Faschings-Lärm der versammelten Menge seinen Höhepunkt und eine wahrhaft ohrenzerreißende Gewalt. Mittendurch drangen gebieterische Rufe zu den Ohren der erschöpften Künstler, die eine Fortsetzung verlangten, — wer im Publikum hätte sich von seinem Carneval auch nur ein Titelchen nehmen lassen! Aber was sollte nun geschehen ohne die Vertreterin der Hauptrolle?

Allgemeines Händeringen hinter den Coulissen, gänzliche Rathlosigkeit. Der Impresario selbst schwankte zwischen Zorn und Verzweiflung. Da erschien der Helfer in Gestalt eines jugendlichen Sängers: Antonio Tamburini erklärte mit großer Zuversicht, eine rettende Carnevals-That vollführen zu wollen.

Nach Rücksprache mit dem wieder aufathmenden Impresario wurde das erregte Publikum um eine kurze Geduldfrist gebeten, und als der Vorhang sich wieder hob, da stand eine hohe, schlanke Frauen-Gestalt auf der Bühne, von etwas seltsamen Formen, in dem Kostüm der Elisa, das freilich nirgends paßte und nur in einer Carnevals-Stimmung möglich war. Sie sang mit übermüthig lachenden Augen die große Arie der Elisa im hellsten Falsett, und zwar mit einer solchen Reinheit und Zierlichkeit der Fiorituren und Läufe, daß am Schlusse des Jubels kein Ende war.

Doch nun war das berühmte Duett an der Reihe, und die Menge bestand offenbar darauf, es noch zu hören. Wie sollte das ermöglicht werden?

Aber man war hinter den Coulissen längst darauf vorbereitet. Nur eine kleine Pause — dann erschien eine niedliche Figurantin am Arme des wiederum verwandelten, nun männlich schönen Claudio und ließ sich geduldig von ihrem genialen Partner hin und her schieben, hob und senkte nach Primadonnenart die Arme, öffnete und schloß den Mund, als ob sie sänge. Und jetzt geschah das Außerordentliche: Antonio Tamburini sang nun seine eigene, sowie Elisa's Partie, bald im prachtvollen Baßton, bald im Falsett, in so wunderbarer Weise verbunden, daß nicht nur der erste Hervorruf, den er erlebte und von dem er heimlich so oft geträumt, losbrach, sondern daß man den jugendlichen Sänger sogar zwölf Mal hintereinander mit wahrer Begeisterung hervorrief. Das Publikum war einfach außer sich.

Die Oper konnte selbstverständlich nicht weiter gespielt werden, denn die weiteren Akte bedurften doch sehr der Primadonna — aber Tamburini hatte einen Sieg errungen, um den ihn alle Kollegen auf den Brettern beneideten. Er selber strahlte.

„Wie lange Jahre hätte ich wohl noch auf solchen Hervorruf warten müssen, meine Freunde? Evviva il Carnevale! Aber ein gewaltiges Stück Arbeit war's doch!"

Ermattet entzog sich der Held des Abends den verschiedenen Reden, Fragen und Danksagungen und kroch in eine papierene Rosenlaube, die zum nachfolgenden Ballet gehörte, um sich auszuruhen und an einem mitgebrachten tüchtigen Imbiß nebst einer Flasche schlichten Landweines sich zu stärken.

Aber er sollte nun einmal an diesem Abend keine Ruhe finden — es schwebte ein seltsamer Unstern über den Vorstellungen der heutigen opera seria. Eine Abordnung der vornehmsten Theaterfreunde ließ sich bei dem Retter in der Noth melden.

Mit dem Anstand des eben abgedankten Claudio empfing Antonio Tamburini die stürmisch Dankenden. Wie froh klang das Alles doch! Aber was war das? In das Durcheinander aller der lebhaften Rufe mischten sich neue leidenschaftliche Bitten. Hatte er denn noch nicht genug gethan? Mit der vollen Lebhaftigkeit seiner Landsleute stürmte man auf ihn ein, zerrte, umarmte, zog und küßte ihn, daß der Sänger immer wieder halb athemlos fragen mußte: „Aber was wollt ihr denn?"

Da bekanntlich in allen Landen und zu allen Zeiten böse Beispiele gute Sitten verderben, so hatte die Prima Ballerina des Theaters, ein seit Jahren verwöhnter Liebling der älteren Jahrgänge der Palermitaner, es für angemessen gefunden, ebenfalls in Ohnmacht zu fallen und sich in ihren Wagen tragen zu lassen, mit dem heimlichen Frohgefühl, den Schluß des Abends dem Publikum, das sich seit einiger Zeit unterstand, sie nicht so oft als sonst hervorzurufen, gründlich zu verderben.

Hätte die alternde Schöne sehen können, mit welch' vergnügtem Gesichtchen ihre Nebenbuhlerin, die zweite Tänzerin, Signorina Rinaldini, sich erbot, sofort die Rolle ihrer Feindin zu übernehmen, sie würde sicher nicht vom Platze gewichen sein. Aber dem Beispiel der Prima Ballerina folgte nun noch ein Volktänzer, er drückte sich ebenfalls, und so blieb die ziemlich wichtige Rolle eines jungen Sklaven durch seine Abwesenheit plötzlich unbesetzt.

Wer anders konnte diese schlimme Lücke ausfüllen, als der Tausendkünstler und großartigste aller Helfer? Es half nichts, Antonio Tamburini sollte und mußte auch tanzen, denn daß er es konnte, wenn er eben nur wollte, daran war bei den bittenden Theaterfreunden kein Zweifel. Es war und blieb ja doch nur ein Faschings-Scherz.

Anfangs sträubte sich der junge Sänger heftig — aber die Feueraugen der lieblichen Signorina Rinaldini baten mit; ihr Köpfchen erschien hinter den Bittenden und ihr Mund lächelte ihm so beweglich zu. Da sagte er denn wirklich Ja, unter der Bedingung, daß der mittanzende berühmte Maestro Taglioni ihn hin und her leite und seine mißlungenen Entrechats und Pirouetten möglichst vor den Blicken der Menge verdecke. Alles, alles versprach man ihm, und so erschien denn Antonio Tamburini an jenem tollen Faschings-Abend auch als Tänzer, und das Ballet erlitt keine andere Störung, als die eines mit Dank und Bewunderung gemischten Gelächters in allen Tonarten.

Evviva il Carnevale!

Oft mag später auf seiner Künstler-Laufbahn der große und vielgepriesene, von aller Welt gefeierte und verzogene Sänger seinen Pariser Collegen und seinen Schülern von jener seltsamen Theatervorstellung in Palermo erzählt haben, wo er als Sänger, Sängerin und Tänzer den zwölffachen und zugleich ersten Hervorruf erlebte!

Wer thut's ihm heute nach? Ich glaube Niemand.

Die Perrücke des Genius.

Als noch im großen Opernhause in Dresden die berühmten fremden Sängerinnen auftraten, war, so wird im „L. T." erzählt, bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Kurfürsten Friedrich August — im Februar 1769 — die Sängerin Fuaramonti nach Dresden berufen worden, um in der Oper „La Clemenza di Tito" mitzuwirken. Während einer Bravour-Arie hatte die Sängerin einem als Götterknaben gekleideten kleinen Mädchen die Hand auf den Kopf zu legen, und bei der Cadenze die Hand schwörend gegen den Himmel zu erheben, indeß der Götterknabe verschwand. Hierbei passirte der Sängerin aber ein leidiger Unfall. Der Götterknabe hatte ein lockiges Perrückchen auf, das nicht gut befestigt war. Die Sängerin blieb mit einem Finger in dem Perrückchen hängen und hob es schwörend mit in die Höhe. Alles lachte, selbst die kurfürstlichen Neuvermählten nicht ausgeschlossen. Verlegen, doch nicht ganz außer Fassung, reichte die Sängerin geschwind das Perrückchen einem der als Genien aufgetretenen Statisten, deren Zahl an diesem Abende gegen sechzig betrug, und winkte ihm, das Ding hinter die Koulissen zu schleudern. Der Genius aber, wahrscheinlich der Dümmste von Allen, wußte nicht, was er mit dem Haarneste anfangen sollte, gab es seinem Nachbar, dieser dem Nächststehenden, und so ging das Perrückchen durch das ganze Geniechor von Hand zu Hand, bis es endlich der letzte der Schutzgeister, wohl nur wenig dümmer als der erste, der Sängerin wieder einhändigen wollte. Diese, welche, indessen singend, nicht wußte, was hinter ihrem Rücken vorging, noch weniger aber sich erklären konnte, weshalb das illustre Publikum aus dem Lachen nicht herauskam, war außer sich vor Verlegenheit. Als ihr aber das verwünschte Perrückchen wieder hingereicht wurde, gerieth sie, die Sache nunmehr begreifend, in Wuth und schlug es dem Genius um die Ohren. Der Vorhang fiel und die Oper war zu Ende.

Ein „gedroschener" Dieb.

Aus Königsberg i. Pr. wird folgende heitere Geschichte gemeldet: Der Besitzer L. hatte bereits mehrere Male bemerkt, daß ihm während der Nacht von dem auf der Scheunentenne liegenden ausgedroschenen, aber noch nicht gereinigten Getreide gestohlen worden war. Er hatte sich auch bis 3 Morgens in der Scheune auf die Lauer gelegt, doch erschien kein Dieb, und so kam er bereits auf den Gedanken, daß die eigenen Drescher das Getreide am Tage entwendeten. Kürzlich erschienen um 4 Uhr Morgens die drei Drescher, um ihr Tagewerk zu beginnen, waren aber nicht wenig überrascht, vor der Scheune, die, nebenbei gesagt, hinter dem Wohnhause liegt, einen Handwagen stehen zu finden, auf dem sich bereits ein mit Getreide gefüllter Sack befand. Sofort wurde ihnen klar, daß der langgesuchte Dieb, der auch sie bei ihrem Brotherrn in Verdacht gebracht hatte, in der Scheune war und seinem „Handwerk" nachging. Als sie nun leise die natürlich erbrochene Scheunenthür öffneten, war dem Diebe die Flucht unmöglich, und daher hielt er es für das Beste, sich unter den auf der Tenne liegenden Roggengarben zu verstecken. Aber die Drescher hatten die Bewegungen im Stroh wohl bemerkt, sie hingen ihre Laternen an die Nägel, griffen zu den Flegeln und im „tactvollen Dreschlag" begannen nun die Klöppel auf den Rücken des Diebes niederzusausen. Mit einem entsetzlichen Wehegeschrei arbeitete er sich aus der dicken Strohlage heraus und bat um Gnade, die ihm auch insofern wurde, als er nach dem Amtsgefängnisse transportirt wurde.

Eine Kaiserschuld.

Graf Rudolf von Habsburg kam im Jahre 1267 von Erfurt nach Halle und war in großer Geldverlegenheit. Die gute Aufnahme, welche er in Halle fand, ermuthigte ihn den Rath um ein Darlehen von 300 Gulden zu erbitten, das wurde ihm auch willig gewährt. Graf Rudolf gab seine Handschrift mit der Zusage, das Geld binnen Jahresfrist wieder zurückzuzahlen. Nach dieser Zeit kam statt der Zahlung vom Habsburger ein freundlicher Brief, worin er des Rathes Gefälligkeit sehr rühmte und wegen der Schuld um Gestundung bat, auch hinzufügte, daß er die ihm erwiesene Liebe und Freundschaft nie vergessen und gewißlich vergelten werde. Fünf Jahre später, in 1273, wurde Rudolf zum römisch-deutschen Kaiser gewählt. Er eilte nach Speier, die Krone zu empfangen, und sagte am Abend des Krönungstages zu Friedrich von Hohenstaufen und dem Grafen Heinrich von Ringelheim: „Nun will ich mich auch gegen meine liebe Stadt Halle dankbar beweisen, dies ist bis jetzt mein großer Kummer gewesen." Gleich nach dem Reichstage erschien der Kaiser in Halle, veranstaltete ein großes Bankett, traktirte den Rath und die Bürgerschaft gar köstlich, bezahlte seine Schuld und ertheilte der Stadt außerordentliche Freiheiten und Rechte.

Nie verlegen.

Antiquitätenhändler: „Dieser Stuhl stammt aus der Zeit Ludwig XIV., — er hat ihn selbst benützt!"

Käufer: „Aber der Stuhl ist ja seinem Styl nach viel älter!"

Antiquitätenhändler: „Na, dann hat er ihn jedenfalls alt gekauft!"

Salomonische Weisheit.

A: „Rabbileben, Sie sind doch ein so gescheidter Mann, sagen Sie mir, wer ist glücklicher daran: Ein Mann, der 100,000 Thaler hat, oder einer, der sieben Töchter hat?"

Rabbi (nach kurzem Besinnen): „Offenbar der, der sieben Töchter hat!"

A: „Wieso?"

Rabbi: „Einer, der 100,000 Mark hat, wünscht sich mehr; Einer, der sieben Töchter hat — nicht!"

Bei'm Heirathsvermittler.

„...Da hätte ich zunächst für Sie, gnädiges Fräulein, einen jungen Mann aus guter Familie; sein Beruf ist Lithograph... (Auf eine Photographie zeigend): Auch dieser hier ist nicht übel; er ist Kalligraph. Endlich könnte ich Ihnen einen Wittwer empfehlen; hübsch und reich, er ist Photograph!"

Fräulein: „Haben Sie denn keinen Graf — ohne Litho, Kalli und Photo?"

Er kennt ihn.

Wildprethändler (zu einem in seinen Laden eintretenden Sonntagsjäger): „Was belieben Herr Baron geschossen zu haben?"

Die Hauptsache.

Bei Saly Teiteles, der im zweiten Stock eines Rückgebäudes wohnt, ist durch Unvorsichtigkeit eines Dienstboten ein Brand ausgebrochen. Obgleich Teiteles wegen seines schmutzigen Geizes allgemein unbeliebt ist, eilen doch sogleich alle männlichen Hausbewohner zu Hilfe, und es gelingt, des Brandes, ohne erst die Feuerwehr zu alarmiren, Herr zu werden.

Als Alles wieder in Ordnung, ist es fünf Uhr geworden, und da es nicht mehr lohnt, zu Bette zu gehen, beschließt man, einen gemeinschaftlichen Kaffee zu brauen. Alles eilt, sein Theil beizutragen — nur Teiteles drückt sich, was still empört von Jedem bemerkt wird. Als man schon bei'm Kaffee sitzt, fehlen Cigarren. „Ich habe den Kaffee geliefert", sagt das Parterre, — „und Ich den Cognac und Zucker", ruft der erste Stock, — „und Ich Milch, Kuchen und Geschirr", der dritte; — „was hat denn der Teiteles eigentlich beigesteuert?"

„Ja — Teiteles — was haben Sie denn eigentlich geliefert?" erschallt es entrüstet unisono.

„Machen Se keene Sachen, meine Herren", sagt unverblüfft Saly Teiteles, „hab' ich doch geliefert de Hautsach'! Hab' ich geliefert den Brand!"

Unbegreiflich.

Kindermädchen (zum kleinen Toni, der sich vor einem Chevaurleger fürchtet): „Aber, Toni, wie kann man sich vor einem — Soldaten fürchten???!"

Zu viel verlangt.

„...Rathen Sie Ihrer Frau, daß Sie die Forderung des Klägers stillschweigend anerkennen soll!"

„Hm!.. Herr Doctor, ich kann meiner Frau zwar rathen, daß sie die Forderung anerkennen soll, aber stillschweigend — unmöglich!"

In der Barbierstube.

Lieutenant (dem der Barbierjunge Seifenschaum an die Nase bringt): „Aeh, scheußlich — haben wohl Seifenwahnsinn?"

Scharfes Urtheil.

Vater (zum Schauspieldirector): „Nun, Herr Director, jetzt haben Sie die Stimme meines Sohnes gehört! Für welche Branche halten Sie dieselbe am passendsten?"

Director: „Er würde einen prächtigen — Auctionator abgeben!"

„Nicht zu Hause".

Gläubiger (mit der Rechnung): „Ist Herr Flott vielleicht zu Haus?"

Studiosus (Stubengenosse von Flott): „Nein!"

Gläubiger: „Aber ich sah ihn doch selbst in's Haus hinein gehen!"

Student: „Ja er Sie aber auch!"

Ballgespräch.

„...Für Sie, mein Fräulein, würde ich mein Leben einsetzen — aus den tiefsten Wasserschlünden würde ich Sie retten!"

„Ja können Sie denn schwimmen?"

„O, mein Fräulein, in Ihrer Nähe [illegible]